



List

Tom Cox

Alles für die Katz

Roman

Aus dem Englischen von Werner Schmitz

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *Under the Paw* bei Simon & Schuster, London.

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH.

ISBN 978-3-471-35019-5

© 2008 by Tom Cox

© der deutschsprachigen Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung und -illustration: Büro Süd

Gesetzt aus der Electra

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

*»Unter sittenlose und unmoralische Bohemiens geraten,
wird diese Katze dir ein Beispiel für aufrechtes Verhalten
sein, in welchem du nichts weniger als ein Gegenmittel
gegen den Giftbecher der Versuchung finden wirst.«*

P. G. Wodehouse,
»The Story of Webster«

*»Who's that cat that won't cop out when there's danger all
about?«*

Isaac Hayes,
»Theme from Shaft«

Meine Katzenzeitleiste

Puss (1971–75)

Felix (1972–89)

Tabs (1986–87)

Monty (alias The Ponce,
der Zuhälter) (1987–98)

Daisy (alias The Slink,
der Schleicher) (1991–2007)

The Bear (1995– heute)

Janet (1997– heute)

Brewer (2001–02)

Ralph (geb. Prudence) (2001– heute)

Shiplely (2001– heute)

Pablo (2005– heute)

Bootsy (2005– heute)

Prolog

Zunächst einmal die Fakten. Mein Name ist Tom, ich bin verrückt nach Katzen, und vor knapp dreiunddreißig Jahren war ich mit ziemlicher Sicherheit für den Tod von einer von ihnen verantwortlich.

Jeder kennt die Katzennärrin. Sie ist ein gesellschaftliches Klischee, ein mahnendes Beispiel, eine Gestalt, die, als sie in gezeichneter Form bei den *Simpsons* in Erscheinung trat, auf der Stelle so unverkennbar war, dass sie weder benannt noch vorgestellt werden musste. Meist handelt es sich um eine kinderlose Frau, die ihr Leben – zum Nachteil häuslicher und persönlicher Hygiene – ganz ihrer Obsession für Katzen widmet. Das Klischee ist nicht ganz fair. Schließlich gibt es keinen stereotypen männlichen Katzennarren als Gegenstück zu ihr. Vielleicht liegt es daran, dass der beste Freund eines Mannes ihm dabei hilft, den Herbst seines Lebens in Würde zu verbringen, während der einer Frau ihr bloß hilft, den ihren in einem Supermarkt zu verbringen, wo sie, einen leicht modrigen Geruch verströmend, ihren Einkaufswagen vor sich herschiebt, in dem sich außer vierundzwanzig Dosen Felix nur noch ein Malzbrot, ein paar Haarnetze und ein Päckchen hauchdünn geschnittenen Schinkens befinden.

Der Katzennarr ist ein sehr viel weniger verbreitetes Phänomen, aber ich kann Ihnen sagen, es gibt ihn. Und er kann mindestens ebenso zwanghaft handeln wie sein weibliches Gegenstück.

Natürlich bin ich nicht *wirklich* verrückt. In meinem Haus mag es manchmal etwas muffig riechen, wenn ich ein paar Tage lang nicht Staub gesaugt oder unters Sofa geschaut habe, aber das stellt noch bei weitem keine Gesundheitsgefährdung dar. Einmal habe ich einem meiner Kater, als er schlief, eine Krawatte umgebunden, aber noch nie habe ich meinen Katzen etwas zum Anziehen gekauft, und ich nenne sie auch nicht meine »Fellbabys«. Zurzeit besitze ich sechs davon, das ist in puncto Unterhalt zuweilen kaum anders, als mit einem halben Dutzend Miniaturausgaben von Mariah Carey zusammenzuleben. Wenn ihr dieses Buch lest, wird zweifellos schon das nächste kleine Bündel narzisstischen Fells von der Straße zu mir hereinspaziert sein, es wird die Räumlichkeiten inspiziert und für gut befunden und sich in einer der speziell angefertigten Hängematten niedergelassen haben, die ich an den Heizkörpern überall im Haus befestigt habe. Wahrscheinlich werde ich sogar lernen, das obszöne Schlabbern und Schnaufen zu ignorieren, mit dem es sich den Hintern putzt. Es wäre nicht das erste Mal und auch sicher nicht das letzte.

Über meine Katzenliebe zu sprechen kommt mir wie ein Tabubruch vor, sollte es aber nicht. Was haben Katzen an sich, dass so viele Männer ihnen misstrauen und so viele Leute Männern misstrauen, die Katzen mögen? Was sollten ihre katzenliebenden Brüder denn im Schilde führen: kleine pelzige Verschwörungen zum Sturz unseres Geschlechts?

Wenn man als heterosexueller Mann einem anderen Heterosexuellen gesteht, dass man Katzen mag, kommt man sich dabei ein wenig vor, als erzähle man ihm, man schlafe noch mit der Teddysammlung aus Kindertagen im Bett oder man finde seine Strickweste »einfach süß«. Aber laut Statistik ist der Katzennarr gar kein gesellschaftlicher Außenseiter: Gegenwärtig gibt es in Großbritannien mehr als neun Millionen Katzen, weltweit vermutlich über eine Milliarde, und es wäre blöd, anzunehmen, dass nicht ein beträchtlicher Teil von ihnen auch von Männern, und nicht nur von Frauen, mit Leckerbissen vollgestopft und unterm Kinn gekrault wird.

Was für Typen sind wir Katzenfreunde also? Sind wir fleischgewordene Dr. Evils? Rentner in langen Unterhosen mit Haaren in unseren selbstgebackenen Ingwerplätzchen und Urinflecken auf dem Sofa? Transvestitische Antiquare? Sind wir (kratz, fauch, spuck) *Metrosexuelle*? Mag sein, wir sind aber auch große amerikanische Romanciers (Mark Twain), Kämpfer gegen Dämonen (*Buffy*-Star Anthony Head), Mathematiker (Isaac Newton) und Staatsmänner (Winston Churchill). Man kann versuchen, uns in eine Schublade zu stecken, aber ähnlich wie unsere vierbeinigen Verbündeten werden wir wieder herausspringen, uns lässig strecken und unserer Wege gehen. Einige von uns verbergen ihre Katzenliebe vor der Welt. Manche treiben es ein wenig zu bunt. Einige sind einfach ganz normale Leute, die nichts Unmännliches darin sehen, etwas Zeit mit dem beliebtesten Haustier der Welt zu verbringen, und unsere Katzenliebe dient uns weder als Metapher noch als Krücke.

Abgesehen von all diesen Dingen haben einige von uns

das, was ein Psychoanalytiker eine »Katzengeschichte« nennen könnte. Um meine zu erforschen, müsste man tatsächlich bis zu den Anfängen zurückgehen. Und zwar bis *ganz* an den Anfang.



Wenn ich mich frage, wieso mein Leben so vollständig von Katzen beherrscht wird, fallen mir immer wieder zwei entscheidende Ereignisse ein. Das eine spielte sich 1998 in einem dunklen Garten auf dem Lande ab und schien mir damals in ganz anderer Hinsicht entscheidend. Das andere geschah Anfang 1975 an einem noch dunkleren Ort, zu einer Zeit, als »entscheidend« für mich noch genauso bedeutungslos war wie alle anderen Wörter.

Da ich nicht durch Fruchtwasser und Haut durchsehen konnte, habe ich Puss, die erste Katze in meinem Leben, nie persönlich kennengelernt. Den Erzählungen meiner Eltern nach stelle ich sie mir als eine Mischung aus Pac-Mieze und Kobold vor, die in einer wirbelnden Staubwolke mit Zähnen und Krallen alles zerfetzt, was ihr in den Weg kommt, bevor sie sich unter die Dachbalken verzieht, um leise kichernd ihre nächsten Anschläge auszuhecken. »SIE HÄTTE DIR IN NULLKOMMANICHTS DIE HAND ABGEBISSEN«, hat mein Vater mir oft erklärt. Viele Jahre lang stellte ich weder den Wahrheitsgehalt dieser Aussage in Frage noch die Klugheit der Entscheidung meiner Eltern, Puss einschläfern zu lassen, als meine Mutter im fünften Monat schwanger war.

In meiner Kindheit war die Legende von Puss ein fester Bestandteil der Cox-Mythologie, zusammen mit der Legende, wie ich beinahe an einem Blinddarmdurchbruch

gestorben wäre und wie mein Vater Morris Minor für einen Zehner gekauft hatte. Erst vor kurzem habe ich mir die Fotos von dieser ziemlich kleinen, sandfarbenen Katze angesehen und festgestellt, dass sie nicht so recht zu den oft wiederholten Geschichten von zerkratzten Handgelenken und fliehenden Postboten passen. Und ich frage mich, was war in den Siebzigern mit Felix – dieser anderen von meinen Eltern nicht übermäßig originell getauften Miezkatze, die für ihr sanftes, fügsames Wesen und kopfkissenweiches Fell bekannt war? Meinem Katzenstammbaum zufolge kam Felix 1972 zur Welt. Wie konnte es einem so unschuldigen Wesen gelingen, Puss' strenges Regiment zwei volle Jahre lang zu überleben und auch noch Nachwuchs zu bekommen? Hätte Puss Felix' Junge nicht zu Brei gestampft und dem Milchmann vor die Füße gespuckt?

Meine Mum erinnert sich daran, dass Puss schon immer eine fiese Ader hatte. Als meine Eltern sie aber mit zerquetschten Hinterbeinen nach einem Unfall mit Fahrerflucht auf der Straße vor ihrem Haus fanden, entwickelte sie sich zu einer echten Höllenkatz. Puss konnte zwar schließlich wieder laufen, doch ihre Hinterläufe erholten sich nie so ganz von dem Unfall, und die Schmerzen machten sie wütend. Am Ende jedoch machte mein bevorstehendes Eintreffen ihre letzte Reise zum Tierarzt notwendig.

»Du hättest bei deiner ersten Schwangerschaft dasselbe getan«, sagt meine Mum. Ich kann das nicht wirklich glauben, aber da ich nicht vorhabe, mich in nächster Zeit schwängern zu lassen, werde ich es wohl erst mal nicht herausfinden.

Ob es an Puss' Tod gelegen hat, dass ich mich mein Leben lang mit Katzen umgeben habe – damit sie meine Möbel beschmutzen und zerkratzen und mich herumshubsen –, das vermag ich nicht zu sagen. Hätte Puss meine Geburt überlebt, würde ich dieses Buch hier vielleicht mit einem Auge weniger und einem Dobermann zu meinen Füßen schreiben. Das belastende Wissen, indirekt am Tod eines Tieres schuld zu sein, trägt vermutlich in jedem Fall dazu bei, einen zu dem zu machen, was man ist, ob es einem gefällt oder nicht.

Bedenkt man dann noch, wie ich heiße – ich war noch keine zwanzig Minuten auf der Grundschule, als einer meiner Klassenkameraden den Titelsong von *Top Cat* zu singen anfang (»gute Freunde nennen ihn TC!«) –, dann sind die Würfel praktisch schon gefallen. Eine andere Theorie, warum ich Katzen so sehr liebe, lautet, dass ich Herausforderungen immer gemocht habe. Möglicherweise freut man sich auch einfach über jede Gesellschaft, wenn man zehn Meilen vom nächsten Schulfreund entfernt weit draußen auf dem Lande lebt – selbst wenn die freundlichste Reaktion dieser Gesellschaft aus einem widerwilligen halben Schnurren und einem verächtlich gereckten Kinn besteht.

Wenn mein dreijähriges Ich an einem typischen Sommertag im Jahr 1978 nicht im Garten unserer Drei-Zimmer-Doppelhaushälfte im Nordosten der Midlands hockte und sich Erde in den Mund stopfte, um sich so mit Gordon Witchells Kühen auf der Weide nebenan anzufreunden, probierte es an Felix homöopathische Massagetechniken aus, die damals noch gar nicht erfunden waren. Der Kind-Ersatz meiner Mum muss einen Seufzer der Er-

leichterung ausgestoßen haben, als Puss plötzlich auf mysteriöse Weise in der »Seniorenresidenz für Pelztier« verschwand. Doch die Atempause währte nicht lang. Auch ohne einen Doktor der Zoologie errät man leicht, warum Felix auf vielen Fotos aus der Zeit meines Krabbelalters einen so nervösen Eindruck macht – jedenfalls, wenn man die zwei feuchten kleinen Hände bemerkt, die sich nur allzu häufig in den Bildausschnitt recken.

Bald nach meinem vierten Sommer auf diesem Planeten kam Felix zu dem Schluss, sie sei nun lange genug unter Möbel gescheucht und wie ein Vorschul-Antistressbällchen behandelt worden. Daher zog sie nach nebenan zu einer netten alten Dame namens Flo, von der mein Dad behauptete, sie feiere demnächst ihren 134. Geburtstag. Dort blieb sie die nächsten drei Jahre, bis Flo starb und ein trunksüchtiger Arzt im Ruhestand ihr Haus erwarb. Bei diesem Mann konnte es der leidgeprüften Felix eher passieren, dass er sie mit einem ungewöhnlich pelzigen schwarzweißen Bierfilz verwechselte, als dass er ihr Leckerbissen aufzwang.

Als Felix wieder zu uns zurückkehrte, vertrieb ich mir die Zeit längst mit anderen Dingen – ich baute mir Höhlen im Wald in der Nähe des kürzlich stillgelegten Kohlenbergwerks, übte Kunststücke auf meinem BMX und musste mit ansehen, wie meine einzige kostbare *StarWars*-Figur von einem niederträchtigen Neunjährigen namens Ian Saw, der drei Häuser weiter wohnte, geschmolzen wurde. Felix war wieder da, verhielt sich aber betont vorsichtig, vor allem wenn ich Gerätschaften zur Haarpflege dabei hatte.

Je nachdem, ob ich mich gerade selbst bemitleide oder

enthusiastisch bin, sehe ich meine frühe Kindheit entweder als klassisches Beispiel für die Einsamkeit eines Einzelkindes auf dem Lande oder als typisch kunterbunte städtische Utopie der Nach-Hippie-Ära. Mir hat der Ort, den meine Eltern etwas verächtlich als »Vorstadt« bezeichneten, immer gefallen. Da ich mit seinen Bewohnern jedoch nie in Kontakt kam, war es letztlich für mich nur der Ort, wo die klapprigen Autos meiner Eltern auf dem Rückweg von der Schule, an der meine Mum als Lehrerin arbeitete und die ich als Schüler besuchte, gelegentlich eine Panne hatten.

Die Grundschule Claremont bot vieles vom Besten der Hippie-Ära, ohne sich dabei verklemmt progressiv oder betont mittelständisch zu geben. Hier lernte ich, wie man Butter macht, und spielte Ritter mit Kindern, die Aseef, Esme, Danny und Sorrel hießen. Zu Hause las ich zum zügsten Mal Roald Dahls *Der fantastische Mr Fox* und Dick King-Smiths *The Mouse Butcher* und sammelte Wasserkäfer für meinen selbstgebauten Gartenteich. Die klebrigen, idyllischen Klassenfotos von mir und meinen multiethnischen Claremonter Freunden aus allen Gesellschaftsschichten, Jungen mit zerzaustem Haar und Frottee-Sweatshirts, zeigen *einen* Teil meiner ersten zehn Lebensjahre. Aber die Fotos aus meinem Garten in Brinsley und von den Ferien in dieser Zeit erzählen eine andere, vermutlich genauere Geschichte. »Oh ja«, sage ich zu meiner Mum, wenn sie die alten Alben hervorholt. »Hier bin ich mit dem Boxerhund, Billy, den ich auf dem Campingplatz in Dorset kennengelernt habe – seine Besitzer haben mich auf den Jahrmarkt in Weymouth mitgenommen ... Und diese Moschusenten sind zu uns in

die Küche gekommen, als wir in Bath waren ... Und das sind die beiden schwarzweißen Katzen vom Campingplatz in Italien, die wir Evil und Knievel getauft haben ... Und hier der deutsche Junge, mit dem ich Tischtennis gespielt habe, der dann ins Krankenhaus musste, weil er mit dem Kopf am Boden des Swimmingpools aufgeschlagen war.«

Diese Fotos erzählen von einer gesellschaftlich aktiven Kindheit, in der alle neuen Bekanntschaften – egal ob Mensch oder Tier – mit nicht nachlassender Begeisterung begrüßt wurden. Auf etwa 40 Prozent dieser Bilder halte ich entweder eine Katze im Arm oder stehe irgendwo in ihrer Nähe.



Ich besitze die beunruhigende Fähigkeit, mir auch noch nach zwanzig Jahren die Namen der Haustiere von anderen Leuten zu merken. Aber zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich kaum an meine zweite Katze Tabs erinnern kann. Das hat nichts mit mangelnder Fürsorge oder Zuneigung zu tun, und nie zuvor hatte mir etwas auch nur annähernd so sehr das Herz zerrissen wie ihr Tod: Kurz nach ihrem ersten Geburtstag überquerte sie die Straße, um uns wie immer freudig zu begrüßen, und wurde dabei von einem Auto überfahren.

Zum Glück war sie auf der Stelle tot; friedlich lag sie wie schlafend da, und nur ein winziger Blutfleck war neben ihr am Bordstein zu sehen. Noch heute sehe ich mich mit zwölf Jahren mit bebenden Lippen meiner Mathelehrerin, Mrs Deeth, von dem tragischen Ereignis erzählen, das mich davon abgehalten hatte, meine Hausaufgaben zu

machen (Mrs Deeth war als streng bekannt, dennoch war es sehr unfair von Wayne Smith und Beau O'Dowd aus der letzten Reihe, sie »Mrs Death« zu nennen – denn tatsächlich war sie sehr verständnisvoll).

Um meinen Kummer zu lindern, besuchten meine Eltern mit mir das Burton-Joyce-Katzenheim, wo ich sofort mit Monty Freundschaft schloss, einem kräftigen, weißsandfarbenen Burschen – und ich sage ganz bewusst »Bursche« – mit einem mehr als schelmischen Ausdruck in den Augen.

Auf der Heimfahrt mischte sich der Geruch von Montys erster Darmentleerung des Abends mit dem des Currys, das wir für zu Hause mitgenommen hatten, und ich fühlte mich wie ein Verräter. Mit tränenerstickter Stimme erklärte ich meiner Mutter, es sei vielleicht ein Fehler, Tabs so Hals über Kopf zu »ersetzen«. Aber so sehr mich diese Gefühle zunächst quälten, sie legten sich im weiteren Verlauf des Abends, als Monty sich daranmachte, unter gurgelnden Geräuschen an den Vorhängen im Wohnzimmer auf und ab zu klettern.

Monty zählte zu jenen eher seltenen Tieren, die aristokratischer sind als die anderen ihrer Gattung. Er war einer dieser Kater, denen nicht einmal eingefleischte Katzenhasser Verachtung entgegenbringen können. Wildlebende Tiere, kleiner als Fasane, fürchteten ihn; andere Katzen wollten sein wie er; geschiedene Lesezirkeldamen mit hennaroten Haaren wollten ihn besitzen. Wenn ich ihm in die Augen sah, erblickte ich etwas Wildes, aber Beherrschtes.

Ein passender Song für Monty wäre »You've got a friend« von Carole King oder »Theme from Shaft« von

Isaac Hayes gewesen. Als ich einmal gerade Letzteren hörte, stolzierte Monty vor meinem Fenster übers Dach, und die funky Streicher und der Text, in dem es um »a complicated man« und »the cat that won't cop out when there's danger all about« geht, schien wie für ihn gemacht. Natürlich wäre Monty niemals »the man who would risk his neck for his brother man« gewesen, wie Hayes es formuliert. Schließlich war er eine Katze und würde die egozentrischen Grenzen seiner Spezies niemals überschreiten. Aber wäre es ihm möglich gewesen, hätte er es bestimmt wenigstens einmal versucht, solange er sich dazu nicht auf allzu feuchtes Gebiet hätte wagen müssen.

Nach seiner ersten, untypisch hemmungslosen Vorstellung als Vorhangkletterer kam Monty ziemlich schnell zur Sache und machte uns mit seinen wichtigsten Forderungen als Mitglied unseres Haushalts bekannt. Sie lauteten:

1. Ich musste versprechen, dass ich niemals und unter keinen Umständen versuchen würde, ihn zu einer Schoßkatze zu machen.
2. Strenge Einhaltung der Regel »Keine Haartrockner im Umkreis von zwanzig Metern«.
3. Mindestens dreimal die Woche Hähnchenfilet (roh).
4. Die Erlaubnis, jederzeit aus der Quelle der ewigen Jugend – sowie dem Klo in der oberen Etage – zu trinken, ohne sich abfällige Bemerkungen bezüglich Hygiene anhören zu müssen.
5. Ich musste versprechen, niemals mit Eifersucht oder Besitzansprüchen zu reagieren, wenn er auch anderen seine Zuneigung zeigte. Mir sollte immer bewusst sein,

dass ich letzten Endes und bis in alle Ewigkeit der für ihn Wichtigste war – egal wie vielen Milchmännern/Schulfreunden/Angehörigen medizinischer Berufe er um die Beine strich.

6. Wenn ich nach ihm pfiiff, hatte ich mich an das klassische »Eins-zwei«-Format zu halten – ein hoher, gefolgt von einem tieferen Ton. Irgendwelche Experimente oder kreative Selbstüberschätzung auf diesem Gebiet würden nicht geduldet.

Als Gegenleistung bekäme ich Folgendes:

1. Einen personalisierten, flauschig weichen Weckservice inklusive sanften Pfortentappens an meine Wange täglich zwischen 6:30 und 7 Uhr.
2. Einen nie versiegenden Vorrat an Mäusen, ohne die Verpflichtung, auch deren Milz zu verzehren.
3. Ein stolzes, ermutigendes Gesicht im Fenster, wenn ich nach Hause komme.
4. Meine erste Begegnung mit dem seltenen und spektakulären »vertikalen Katzensprung«.
5. Beeindruckende Demonstrationen seiner Geschicklichkeit in dem Spiel »Rasenwühlmaus« (alias »Nagetierrnis«).
6. Die Gewissheit, dass er sich niemals weit vom Fußende meines Betts entfernen würde, insbesondere in schwierigen Zeiten.

Monty lässt sich vielleicht am ehesten mit einem ungewöhnlich klugen, nicht kriecherischen Hund vergleichen, der seine Exkremete selbst entsorgt. Und wie ein Hund genoss Monty nichts so sehr, wie sich an der Seite seines

Herrchens die Beine zu vertreten. Das erste Mal erlebte ich das 1990 an einem Morgen: Nachdem ich etwa die Hälfte des knapp zwei Kilometer langen Wegs zur Bushaltestelle zurückgelegt hatte, drehte ich mich um und sah Monty munter hinter mir hertraben. Da ich ihn auf keinen Fall mit Wayne Smith und Beau O'Dowd und den anderen aus der ersten Doppelstunde Bio bekannt machen wollte, brachte ich ihn nach Hause zurück, nahm ein kleines Crunchie aus dem Küchenschrank und tat so, als wolle ich mich aufs Sofa setzen, rannte dann aber zur Hintertür hinaus, bevor er die Chance hatte, mir zu folgen.

Meine Eltern waren inzwischen in die Vorstadt gezogen, so dass sich die Wanderungen von Mensch und Mieze, jener oft verkannte Zeitvertreib, aus allen möglichen praktischen Gründen nicht weiter fortsetzen ließen. Dazu zählten nicht zuletzt ein Mähdrescher, ein Autobahnzubringer und eine benachbarte Siedlung, die dank der dort zahlreich tätigen Feuerteufel regelmäßig in den Fernsehnachrichten erwähnt wurde. Ich nahm mir jedoch vor, die Sache bei unserem nächsten Umzug aufs Land weiter zu verfolgen. Aus Erfahrung wusste ich, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis es so weit war.

Meine Eltern sind in meiner Kindheit oft umgezogen. Für mich gehört das zum Rhythmus des Lebens dazu. Man zog in ein Haus, man lernte ein paar neue Freunde kennen, und nach ungefähr einem Jahr kam die Mutter mit düsterer Miene zu einem ins Zimmer und teilte mit, es sei mal wieder an der Zeit, den ZX81 und die *Beano*-Jahreshefte einzupacken. Mit etwa achtzehn war ich zum siebten und letzten Mal umgezogen und hatte das ständige Hin und Her allmählich satt. Außerdem wollte ich

absolut nicht in diesem gemieteten Häuschen im Norden der Einöde von Nottinghamshire wohnen, elf Meilen vom nächsten Veranstaltungsort für Live-Konzerte entfernt, eine Meile weit rein an einer so schmalen Landstraße, dass zwei Autos nicht aneinander vorbeifahren konnten, ohne dass eins der beiden die Hecke streifte.

Andererseits konnte man dort bestens eine Katze spazieren führen.

Leinen oder Würgehalsbänder kamen nicht zum Einsatz, und Monty hatte die Regeln bald kapiert. Wenn ein Auto oder ein Border Collie entgegenkamen, huschte er ins Unterholz, worauf der Widersacher nur noch ungläubig blinzeln und den kleinen weißen Fleck, den er am Rand seines Blickfeldes gesehen hatte, einer optischen Täuschung zuschreiben konnte. Dann ging er parallel zu seinem Besitzer über das Feld auf der anderen Seite der Hecke, bis die Luft rein war. Die meiste Zeit jedoch waren Monty und ich allein. Nachdem mein Dad mir von der Haustür aus nachgerufen hatte: »SIEH DICH VOR VERRÜCKTEN VOR!« – mein Dad ermahnte mich immer und überall, mich vor Verrückten vorzusehen, aber in diesem Teil von Nord-Nottinghamshire hatte er mit Recht mehr Grund zur Sorge als anderswo –, waren wir den Hügel hinaufgewandert, um das Land der Forstverwaltung oberhalb unseres Hauses einmal ganz abzuschreiten: ein Spaziergang von etwa drei Meilen, der fast so lange dauerte wie der erfrischende Trunk, den Monty sich nach unserer Rückkehr aus der Toilette genehmigte.

Ganz das geistige Oberhaupt, schritt er auf unseren Wanderungen stets in äußerst nobler Haltung vor mir her. Ab und zu, wenn ich seine Selbstzufriedenheit ein wenig

ankratzen wollte, lief ich ein Stück voraus und versteckte mich hinter einem Busch. Das war ein schamloses Spielchen, denn ich wollte ihn damit nur dazu bringen, etwas zu tun, was ihn in äußerste Verlegenheit brachte: zu miauen. Montys Stimme, piepsig und kraftlos, passte so gar nicht zu ihm, und er benutzte sie nur, wenn es unbedingt nötig war. Ich legte ihn jedes Mal rein: Zwei Minuten, nachdem ich mich im Laubwerk verborgen hatte, kam er an, jämmerlich jaulend vor Angst, dass er mich für immer verloren habe. Falls er mir damit nicht doch nur einen Gefallen tun wollte. Denn welcher Achtzehnjährige würde sich schon allen Ernstes vor seiner Katze verstecken? Einem solchen Idioten musste man mit Wohlwollen und Nachsicht begegnen, oder?

Monty und ich lebten insgesamt elf Jahre lang zusammen. Unsere Beziehung in dieser Zeit war so gut, wie es zwischen Mensch und Katze überhaupt nur möglich ist – unzertrennlich, aber stets auf vernünftige, männliche Distanz bedacht. War ich niedergeschlagen oder krank, wickelte Monty nicht von meiner Seite – vielleicht nicht immer zum Knuddeln aufgelegt, aber ein stiller Beistand, so ähnlich wie Gary Cooper mit Schnurrbart. Wollte Monty zu seinem Lieblingsbaum, einem ausgehöhlten Baum, in dessen Höhlung nie etwas zu finden war, aber er gab die Hoffnung nicht auf, konnte er auf mich zählen. Er brachte mir nicht die Zeitung, und er bellte auch nicht, wenn ich ihn rief. Er wusste aber, welches der vielfältigen Geräusche, die ich machte, bedeutete: »Ich koche etwas mit Huhn, und wenn du mir versprichst, nicht den Teppich zu zerkratzen, gebe ich dir etwas davon ab«, und welches bedeutete: »Ich tu noch ein wenig von diesem abscheu-

lichen zermantschten Brei in ein Schälchen – friss das bitte schleunigst auf«. Genauso wusste ich, welcher seiner seltenen Piepser bedeutete: »Ich habe eins der zahlreichen Wiesel im Sherwood Forest gefangen und sorgfältig massakriert«, und welcher bedeutete: »Ich bin unten ins Klo gegangen, um noch einen Drink aus der Schüssel zu nehmen, und jetzt ist leider die Tür hinter mir ins Schloss gefallen«.

Als ich im Sommer 1998 endgültig von zu Hause auszog, quälte mich die Frage, ob ich Monty mitnehmen sollte oder nicht. Das Dreizimmerhaus am Stadtrand von Nottingham, für das meine Freundin und ich eine Mietkaution hinterlegt hatten, verfügte nur über einen winzigen Garten mit Aussicht auf den Parkplatz eines Supermarkts. Dorthin konnte man doch keinen Kater mitnehmen, der es gewohnt war, wie ein Herrscher in seinem grenzenlosen grünen Königreich umherzustreifen. Wer weiß?, überlegte ich. Vielleicht werde ich mit der Zeit ja mehr Platz haben. Damit lag ich richtig, nur verkannte ich, dass nicht der Platz, sondern die Zeit das eigentliche Problem war.

Vier Wochen nach meinem Auszug fand mein Vater seinen Leichnam. Monty habe im taufeuchten Gras gelegen und so makellos ausgesehen wie immer, erzählten sie mir. Hatte ein Herzinfarkt ihn dahingerafft? Rattengift? Eine Embolie? Niemand wusste es, und es fiel meiner Mum nicht ein, Montys Leiche zum Tierarzt zu bringen, um es herauszufinden. Sie meinte damals, es würde auch nichts ändern. Erst später entwickelten sie und Dad diverse Theorien: ein rachsüchtiger Milchmann, irgendwelche Rowdys aus Ockwold, einem Dorf in der Nähe.

Mein Großvater mütterlicherseits, nach dem ich benannt wurde, war mit sechsundvierzig an einer Gehirnblutung gestorben, ganz plötzlich, nach einem Leben in nahezu vollkommener Gesundheit. Es kam mir jedoch nicht in den Sinn, dass einer Katze etwas Ähnliches passieren konnte, und schon gar nicht *dieser* Katze. Montys Unverwundlichkeit war legendär gewesen; hatte ihm jemand die Nase zerkratzt, waren die Wunden binnen weniger Stunden wie von selbst verheilt; beim Impfen hatte er die Tierärzte das Fürchten gelehrt.

An jenem Tag arbeitete ich in London und hatte kein Mobiltelefon, und als mich der Anruf schließlich erreichte, hatten meine Eltern Monty schon unter dem Pflaumenbaum im Garten begraben (auf dem er immer gern gesessen hatte, um gleichgültig die Rebhühner zu taxieren, die sich von nebenan zu uns verirrt hatten). Als ich am Abend eintraf, erinnerte nur noch ein halbgeleerter Napf mit Keksen an ihn.

Als ich, nachdem die Tränen getrocknet waren, zu meinem Auto schlich, hörte ich mich nach ihm pfeifen. Das war seltsam, da ich meinen Mund gar nicht bewegt hatte. Ich drehte mich um, paranoid und wie gelähmt. Dann fiel mir der Vogel ein, der so oft auf dem Telefondraht vor meinem Fenster gesessen hatte und sowohl das Klingeln unseres schnurlosen Telefons als auch den Pfiff, dieses »hi-ho«, mit dem ich Monty zum Essen rief, nachahmen konnte. Ich lauschte kurz und verfluchte das herzlose Federvieh. Aber ich musste zugeben, dass der Vogel nicht ganz unrecht hatte, und während ich zu meinem katzenlosen Haus zurückfuhr, ging mir dieser Pfiff nicht mehr aus dem Kopf. »Hi-ho, hi-ho, hi-ho ...«, bis am Ende ein

Song daraus wurde, nur mit einem anderen Text: »Deine Schuld, deine Schuld, deine Schuld ...«

An diesem Abend schwor ich mir: Ich würde nie mehr im Leben eine Katze zu mir nehmen. Und ich weiß noch, wie fest entschlossen ich damals war. Offenbar glaubte ich einen Wendepunkt in meinem Leben erreicht zu haben. Freilich ohne zu ahnen, *was* für einen Wendepunkt.

Die mir entgangen sind: Einige Katzen, die ich gern gehabt hätte, aufgrund unüberwindlicher Schwierigkeiten jedoch nicht haben konnte



Bagpuss (1976–79)

Farbe: Knatschrosa und weiß.

Zuhause: Emilys Laden (welche Siebenjährige besitzt einen Laden?)

Besitzer: Emily.

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften: Lasst-mich-bloß-in-Ruhe-Attitüde, totale Schläffheit, sammelt alten Plunder, denkt sich unwahrscheinliche Geschichten aus, in denen Meerjungfrauen vorkommen.

Motto: »Guuääähhhnnn!«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Emilys Besitzgier konnte in mörderische Wut umschlagen, wenn ihr Lieblingstuch nicht aufzufinden war. Wenig Bedarf an alten Lappen, Flaschen, Schuhen und sonstigem alten Kram in meinem Haus.

Scampi (1988–93)

Farbe: Schildpatt.

Zuhause: Cripsley Edge Golf Club, Nottingham.

Besitzer: Der Verwalter des Cripsley Edge Golf Club,
Nottingham.

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften:
Beschauliches, aber abweisendes Wesen, unvorherseh-
bare Fauchattacken, kommt gern in den unpassend-
sten Augenblicken aufs achtzehnte Grün.

Motto: »Wieso ich? – Du!«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Zunehmende Abnei-
gung gegen Golf (meinerseits), zunehmende Abnei-
gung gegen allzu viele Streicheleinheiten von Bridge-
Damen mit der Folge anhaltender Verdrießlichkeit und
»Ich bin kein Spielzeug«-Fauchen (Scampi's).

Grundy (1994–98)

Farbe: Rötlich-weiß.

Zuhause: Gedling, Nottingham.

Besitzer: Selten anwesendes Pärchen hinter dem Haus
meiner Freundin.

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften:
Nikotinfleckiges Rod-Stewart-Miauen. Nimm-mich-
mit-Augen.

Motto: »Nichts als Sorgen hat die Katz.«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Ihr ständiges leises
Ächzen ist sehr verführerisch, aber auf Dauer poten-
tiell enervierend, ganz zu schweigen von möglichen
Schwierigkeiten bei einer geplanten Entführung.

Archie (1995)

Farbe: Dunkel getigert.

Zuhause: York.

Besitzer: Unbekannt.

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften:
Watschelgang, enorm dicker Bauch, verdächtiger Hang,
sich in Besenschränken zu verkriechen.

Motto: »Ja, ich hab einen Jungennamen – na und? Das
hat auch Jamie Lee Curtis nicht aufgehalten. Was
glaubst du, was ich hier reintrage – Bananen?«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Mein verkürzter
Aufenthalt vor Ort, da ich das Studium nach drei Mo-
naten aufgegeben habe. Mögliche Probleme in einem
neuen Zuhause.

Hercules (1996)

Farbe: Honiggelb getigert.

Zuhause: Newcastle-upon-Tyne.

Besitzer: Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität
von Newcastle-upon-Tyne (unbestätigt).

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften:
Enorme Körperfülle in perfektem Einklang mit gewin-
nender Weichheit. Vorliebe für Ringkämpfe mit Stu-
denten.

Motto: »Liebe den, der gerade bei dir ist!«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Eingeschränkte Be-
sucherlaubnis. Unsicherheit mangels akademischer
Ehren. Gefahr des Zerquetschtwerdens. Potentielle

Meinungsverschiedenheit à la »Wie kann ich wissen,
dass du mich liebst, wenn du auch alle anderen liebst?«

Namenlose, seltsam stille Katze von einem italienischen Zeltplatz, auf dem ich von wilden Hunden die ganze Nacht wachgehalten wurde (1998)

Farbe: Schwarz.

Zuhause: Donoratico, Toskana.

Besitzer: Unbekannt.

Besondere Kennzeichen und Charaktereigenschaften:

Unerklärliche Neigung, sich in Radkästen zu verkriechen. Beunruhigend lakonisches Wesen.

Motto: »...«

Warum es mit uns nie geklappt hätte: Sprachbarriere.

Geographische Hindernisse, die ich nur durch einen Umzug ans Mittelmeer hätte überwinden können, was wiederum wahrscheinlich zu einem Leben in ständiger Angst vor Überfällen wilder toskanischer Hunde geführt hätte.



Der Katzenmann kommt

Wenn Sie in den ersten Monaten dieses Jahrhunderts mit mir durch die Vorstadt gegangen wären, hätten Sie es garantiert bereut.

Fragen Sie Surreal Ed, mit dem ich regelmäßig um die Häuser gezogen bin. Ed und ich sind damals viel unterwegs gewesen: immer zu Fuß, überdreht und ziellos, verkatert und euphorisch. Er könnte Ihnen genau erzählen, was für Gefahren in dem Zypressenbusch an der Straße von Crouch Hill zur U-Bahn-Station Archway lauerten – besonders an feuchten Tagen. Aber Ed gab immer sein Bestes, und es war ja nicht so, dass ich *jeden* einfach so in einen Zypressenbusch gestoßen hätte. Dazu hätte ich denjenigen mindestens zwei oder drei Jahre kennen müssen, er hätte wie Ed sein müssen, um eine solche Behandlung zu verdienen (kurz gesagt, jemand, der seinen Freunden in aller Öffentlichkeit ohne Vorwarnung ans Bein packt, einen unruhigen Schlaf hat und sich einbildet, der Erfolg jedes großen Komikers beruhe auf dem freigebigen Gebrauch des Wortes »cheese«). Aber selbst wenn Sie praktisch ein Fremder gewesen wären, mit Surrealismus nichts am Hut und keinen Schubser in tiefendes Strauchwerk zu fürchten gehabt hätten, wäre Ihnen bald aufgegangen,

dass es ein großer Fehler war, mit mir durch die belaubten Straßen im Norden Londons zu bummeln.

Angefangen hätte alles wahrscheinlich recht umgänglich und vernünftig. Vielleicht hätten Sie mir von irgendwelchen Bands oder Filmen erzählt, die Sie am Abend zuvor gesehen hätten. »Tom scheint ein guter Zuhörer zu sein«, hätten Sie vielleicht gedacht. »Was *Der verrückte Professor II* betrifft, scheint er wirklich meine Meinung zu teilen: Es ist kaum lustiger, sich mit einer rostigen Bügelsäge einen Finger abzuschneiden, als sich diesen Film anzusehen.« Vielleicht hätte unser Gespräch sich intimeren Gegenständen zugewandt und Sie hätten mir von einer Arbeitskollegin erzählt, in die Sie sich verknallt hätten. Sie hätten Ihre Geschichte gut eingeteilt und wollten gerade zu dem lange aufgeschobenen Höhepunkt kommen, wo der beharrlichen, aber begriffsstutzigen Bekannten von Ihnen und Ihrer zukünftigen Bettgenossin plötzlich und unerwartet einfällt, dass sie noch ihren Zug erwischen muss, so dass Sie beide unversehens und zum allerersten Mal überhaupt allein miteinander im Pub sitzen. Während Sie Ihr heftiges Verlangen, diese Frau zu küssen, schilderten – Sie sind sich nicht sicher, ob Sie es wirklich tun sollten –, bemerkten Sie zu Ihrer großen Bestürzung, wie meine Augen glasig wurden und ich auf einmal über die Straße rannte und hinter einer Mauer verschwand. Was machte ich da nur, fragten Sie sich. Als ich dreißig Sekunden später und nicht mehr allein wieder auftauchte, hatten Sie die Antwort.

»Ist der nicht toll?«, hätte ich Sie gefragt und Ihnen die Pfoten meines neuen Freundes zur Begutachtung unter die Nase gehalten. »Haben Sie schon jemals einen so knuddligen Burschen gesehen?«

»Öh, nein«, hätten Sie wahrscheinlich geantwortet.
»Er sieht ... sehr nett aus. Meinen Sie nicht, dass die Besitzer Ihnen das übelnehmen könnten?«

»Wir freunden uns doch nur miteinander an. Stimmt's? Stimmt's? Ich will dich mit nach Hause nehmen. O ja, das gefällt dir, hab ich recht? Ist das deine Lieblingsstelle? Im Nacken?«

Jetzt hätten Sie auf Ihre Uhr gesehen. Im Fenster eines Hauses in der Nähe bewegte sich ein Vorhang.

»Soll ich dich ein bisschen am Kinn kraulen? Hmm? Ist das gut? O ja, wie schön männlich du schnurren kannst! In der Mafia käme für dich nur die Rolle des Katzenpaten in Frage, was?«

Allmählich wären Sie ganz langsam von mir abgerückt.

»Tut mir schrecklich leid, mein reizender kleiner Miezekater, aber Tom muss jetzt ins Pub. Aber er kommt dich wieder besuchen. Ja, *ganz bestimmt*. Du kannst dich drauf verlassen, denn du bist die beste Katze auf der ganzen Welt. Ja, wirklich. Das bist du.«

Ich sollte hier mitteilen, dass ich mit dieser Geschichte nicht darauf hinauswill, dass ich damals jung und leicht von Sinnen war und heute alles besser ist. Bis zum heutigen Tag fällt es mir schwer, durch die Straßen zu gehen, ohne mich mit jeder Katze auf dem Weg anzufreunden. Allerdings steht fest, dass diese Leidenschaft in der Zeit um meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag herum überdurchschnittlich heftig war. Viele meiner Freunde aus dieser Zeit würden darauf hinweisen, dass »anfreunden« hier nicht ganz passt. »Heiraten« hätte die Sache eher getroffen.